



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2017

---

**Rezension zu: Literarischer Stil: Mittelalterliche Dichtung zwischen  
Konvention und Innovation. XXII. Anglo-German Colloquium Düsseldorf,  
hrsg. v. Elizabeth Andersen, Ricarda Bauschke-Hartung, Nicola McLelland  
u. Silvia Reuvekamp, Berlin u. Boston 2015**

Benz, Maximilian

DOI: <https://doi.org/10.1515/arb-2016-0063>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-138832>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Benz, Maximilian (2017). Rezension zu: Literarischer Stil: Mittelalterliche Dichtung zwischen Konvention und Innovation. XXII. Anglo-German Colloquium Düsseldorf, hrsg. v. Elizabeth Andersen, Ricarda Bauschke-Hartung, Nicola McLelland u. Silvia Reuvekamp, Berlin u. Boston 2015. *Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft*, 35(1):23-28.

DOI: <https://doi.org/10.1515/arb-2016-0063>

**Elizabeth Andersen / Ricarda Bauschke-Hartung / Nicola McLelland / Silvia Reuvekamp (Hgg.), *Literarischer Stil. Mittelalterliche Dichtung zwischen Konvention und Innovation. XXII. Anglo-German Colloquium Düsseldorf.* De Gruyter, Berlin – Boston 2015. XVIII/517 S., € 99,95.**

Besprochen von **Maximilian Benz**: Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: maximilian.benz@ds.uzh.ch

DOI 10.1515/arbi-2016-0063

Der Begriff ‚Stil‘ changiert zwischen der Verheißung eines Zauberwortes und dem Schrecken der Pandorabüchse – je nachdem, welche konzeptionelle Füllung er erfährt. Angesichts seiner systematischen referentiellen Unbestimmtheit und sei-

---

**11** Weiterführend und grundsätzlich Martin Hellwig, *Financial Stability, Monetary Policy, Banking Supervision, and Central Banking.* (Preprints of the Max Planck Institute for Research on Collective Goods 9/2014) Bonn 2014.

**12** Vgl. einführend Paul de Grauwe, *Economics of Monetary Union.* Oxford <sup>11</sup>2016.

**13** Vgl. etwa Wendy Brown, *Undoing the Demos. Neoliberalism's Stealth Revolution.* Cambridge, MA 2015.

**14** Vgl. hierzu Daron Acemoğlu/James A. Robinson, *Why Nations Fail. The Origins of Power, Prosperity, and Poverty.* New York 2012.

nes schwierigen fachgeschichtlichen Erbes bedarf der Versuch einer Reinstallierung einer umfassenden Bestandsaufnahme und gründlichen Diskussion: Beides wird durch die Beiträge des anzuzeigenden Sammelbandes geleistet.<sup>1</sup>

In seinem Zentrum steht die Frage, wie ‚Stil‘ systematisch kohärent, historisch fundiert und doch auch heuristisch brauchbar zu definieren ist. Grundsätzlich ausgegangen wird von der „Formgebung der sprachlichen Oberfläche“ (S. 2), die allerdings, wie allenthalben deutlich wird, im Zusammenhang mit dem Inhalt, also *funktional* betrachtet werden muss. Die jeweilige Form-Inhalt-Konfiguration soll sich darüber hinaus zum einen als spezifische erweisen, was dazu führt, Stil *relational* begreifen zu müssen und nur komparativ erfassen zu können; zum anderen aber muss das, was mit der Rede vom Stil erfasst wird, *einheitlich* sein.<sup>2</sup> Dieses sich im Band *cum grano salis* abzeichnende Stilverständnis birgt in sich freilich Spannungen. Gert Hübner grenzt in seinem instruktiven diskursgeschichtlichen Überblick die in seinen eigenen Forschungen verfolgte rhetorisch-linguistische Auffassung von einer genuin ästhetischen ab und bringt dabei das (rhetorisch-linguistische) Kriterium der Funktionalität gegen das seiner Ansicht nach nur unter Rekurs auf die ästhetisch-philosophische Theoriebildung zu fundierende Kriterium der ‚Einheitlichkeit‘ in Stellung:

Der ästhetische Stilbegriff bezeichnet im Werk zur Anschauung gebrachte Einheitsprinzipien, die durch atechnische individuelle Subjekte – den Autor, das historische Kollektiv, die ‚Naturform‘ – begründet sind. Der rhetorische Stilbegriff kennt all dies nicht, sondern nur typisierte Wirkungsabsichten, welche die Verwendung allgemein verfügbarer Ausdrucksformen nahelegen und im Text nur solange für Einheitlichkeit sorgen, wie eine bestimmte Wirkungsabsicht verfolgt wird. (S. 29)

Es ist allerdings die Frage, ob sich ‚Einheitlichkeit‘ für einen spezifisch mittelalterlichen Horizont nicht auch unter Rekurs etwa auf die Baumeister-Analogie bei Galfrid von Vinsauf (geistige Konzeption eines umfassenden *archetypus*) oder, losgelöst davon, auch ganz pragmatisch begründen lässt.<sup>3</sup> Für Letzteres sprechen die Arbeiten von Annette Volting und Alastair Matthews zu den stilistischen Konsequenzen der Wolfram-Rezeption in Albrechts von Scharfenberg *Jüngerem Titrel*, dem *Lohengrin* und dem *Göttweiger Trojanerkrieg*; denn es sind ganz

---

1 Der Band setzt sich durch den engeren Fokus deutlich von dem ausgreifenden Gestus des berühmten Dubrovniker Colloquiums ab, vgl. Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Frankfurt/M. 1986.

2 Hier lassen sich die Überlegungen zur ‚Gestalthaftigkeit‘ von Stil anschließen, vgl. den Beitrag von Christina Lechtermann, bes. S. 489f.

3 Vgl. hierzu die einleitenden Ausführungen Silvia Reuvekamps, bes. S. 8f.

unterschiedliche narrative Einheiten, in Bezug auf die an Wolfram angeschlossen werden kann.

Die systematische Klärung des Stilbegriffs, die letztlich offenbleibt, geht somit unweigerlich über in die Frage nach der historischen Fundierung gerade durch Rückgriffe auf mediävale Konzepte und Praktiken. Von zentraler Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Differenz zwischen der literarischen Praxis und den Beschreibungskategorien der lateinischen Tradition, die allerdings – wie Esther Laufer eindrücklich nachweist – durchaus heuristische Kraft entwickeln. Ausgehend von der ‚okkasionellen Semantisierung‘ der Fügung *mære (er)niuwen* bei Konrad von Würzburg zeigt sie, dass sich „damit vor allem ein Begriff elokutionärer Erneuerung eines alten Stoffes bzw. einer alten Vorlage verbindet, obwohl er tatsächlich in beiden Fällen weit umfassendere, konzeptuell-strukturelle Arbeit an der *materia* leistet“ (S. 174f.). Hier, wie an anderen Stellen auch, wäre allerdings eine historisch informierte Darstellung des genuin mittelalterlichen Verständnisses der rhetorischen *officia* weiterführend gewesen. Denn ihre Grenzen verschwimmen bereits in der historischen Theoriebildung, da die *inventio* auf die *partes* der *dispositio* und der *elocutio* ausgreift.<sup>4</sup> Eine nur holzschnittartige Wiedergabe der Inhalte lateinischer Poetiken rechtfertigt in dieser Hinsicht auch nicht die pauschale Annahme Markus Stocks, mittelhochdeutsches Erzählen sei „komplexer als die zeitgenössischen Möglichkeiten seiner expliziten Beschreibung“ (S. 143f.) in den Poetiken. Umgekehrt lässt sich nämlich fragen, weshalb Analysen der *Poetik* eines Werks regelmäßig mit in den analysierten Werken „ad hoc *poetologisch* aufgeladenen mhd. Bezeichnungen“ (S. 150) korrelieren sollen? Dies muss angesichts der Tatsache, dass Autorintentionalität in weiten Teilen des Fachs immer noch phobisch besetzt ist, doch zumindest erstaunen. Mir erscheint jedenfalls, wenn man eine historische Beschreibungssprache anzielt, aus methodischen Gründen der Weg Annette Gerok-Reiters vorzuziehen, der mittelhochdeutsche Termini der Kunstreflexion unabhängig von der Textanalyse entwickelt. In ihren luziden Ausführungen arbeitet Gerok-Reiter das Konzept einer ‚Kunst der *vuoge*‘ heraus (vgl. bes. S. 108), das, analytisch gewendet, stilsensible Mikroskopien anleitet.

Dabei gibt es durchaus gravierende Divergenzen gegenüber der zeitgenössischen Theoriebildung; eine Eigenart gerade volkssprachlicher Dichtung kann im Anschluss an Paul Zumthor mit der Kategorie der ‚Stimme‘ beschrieben werden und spielt in der jüngeren Vergangenheit unter dem Rubrum des ‚Klangs‘ in der Forschung eine prominente Rolle. Analog zur Modellierung des Umgangs mit

---

<sup>4</sup> Vgl. Silvia Schmitz, *Die Poetik der Adaptation. Literarische inventio im ‚Eneas‘ Heinrichs von Veldeke*. Tübingen 2007, bes. S. 13f. und S. 258–262.

lateinischem Regelwissen lassen sich allerdings auch diese Fragen der Realisierung im Vortrag und der kulturellen Kontexte mit der Kategorie des ‚Habitus‘ fassen, wie Almut Suerbaum anhand der *Strophischen Lieder* Hadewijchs zeigt. Suggestive ‚Klangeffekte‘ im Sinne des Ausdrucks von Intensität können nicht nur im Bereich der mittelhochdeutschen Lyrik ausgemacht werden (Manfred Eikermann über Heinrich von Morungen), sondern prägen auch Erzähltexte: Gelegentlich scheint dabei freilich die Grenze der argumentativen Belastbarkeit überschritten zu werden, etwa wenn Volker Mertens in seinen grundsätzlich instruktiven Ausführungen über Prinzipien der Musikalität in Gottfrieds von Straßburg *Tristan* (und Albrechts von Scharfenberg *Jüngerem Titulel*) die langen ‚ô‘-Vokale der eucharistisch aufgeladenen Schlussverse des *Tristan*-Prologs mit den kurzen ‚o‘-Vokalen der lateinischen Einsetzungsworte *hoc est enim corpus meum* in Verbindung bringt (vgl. S. 292). Dabei ist der Klang ohne Zweifel ein subtiles kohärenzstiftendes Instrument – hier decken sich Mertens’ Überlegungen mit der stringenten *Tristan*-Analyse Albrecht Hausmanns. Gleichzeitig zeichnet sich ab, dass die Kategorie des Stils in dem Moment, in dem umfassendere Deutungen angestrebt werden, unspezifisch wird und in allgemeinere Zusammenhänge überleitet: Rekonstruiert wird die Poetik eines Werkes, zu der freilich auch die inhaltsbezogene Gestaltung der ‚sprachlichen Oberfläche‘ gehört.

In einem Band zum Stil darf natürlich die Stil-Kontroverse schlechthin nicht fehlen: die zwischen Gottfried und Wolfram, wobei es eine kluge Entscheidung der Herausgeber war, gerade mit Blick auf Gottfried unterschiedlich argumentierende Beiträge nebeneinanderzustellen. So ist das Stilideal Gottfrieds grundsätzlich umstritten: Während Klaus Grubmüller pointiert für *perspicuitas* plädiert (die für Gottfried selbst angesichts des dilemmatischen Gegenstands nicht umsetzbar sei), argumentiert Christoph Huber mit Blick auf die ‚kristalline Klarheit‘ überzeugend für ein *mediales* (und nicht stilkritisches) Verständnis. Nach Huber geht es nicht um den (historisch problematischen) Gegensatz von *perspicuitas* und *obscuritas*, sondern um eine (auch theoretisch rückbindbare) Ausdrucksadäquatheit. Forschungspragmatisch bedeutet dies: An die Stelle eines einfachen Gegensatzes tritt die detaillierte Analyse, die wiederum durchaus verfasserspezifische Ergebnisse hervorbringen kann. So entwickelt Elke Brüggem ein Element der Poetik des wolframschen *Parzival* mit Blick auf die Figur der Jeschûte anhand der Verquickung der Sprache der Gewalt und der *descriptio* weiblicher Körperschönheit. Stephan Fuchs-Jolie geht von Wolframs Gebrauch von Metapher und Metonymie aus: Dieser treibe bewusst Mehrdeutigkeit hervor und lasse sich durchaus von dem Gottfrieds abgrenzen (S. 419–424). Beide Analysen zeichnen sich gegenüber den häufig raunenden Ausführungen zu Wolframs Poetik durch staunenswerte Präzision aus.

Dass Fragen des Stils nicht nur ‚komplexe‘ Erzählungen betreffen, sondern auch sprachliche Einfachheit immer erst hergestellt werden muss, bildet einen weiteren, die Beiträge zum Höhenkamm ausgleichenden Schwerpunkt des Bandes.<sup>5</sup> Neben dem von Markus Stock herausgearbeiteten Ideal *slechten tichtens* in Seifrits *Alexander* sind besonders die Überlegungen Michael Waltenbergers anschlussfähig. So macht Waltenberger am Beispiel Hugos von Montfort deutlich, dass sich ‚Einfachheit‘ keineswegs in Opposition zu artifizierlicher rhetorischer Gestaltung begreifen lasse, sondern „vielmehr einen bestimmten wählbaren Modus *innerhalb* des Spektrums sprachlich-rhetorischer Möglichkeiten“ (S. 384) darstelle. Dennoch bleiben die Referenzgrößen grundsätzlich diskutabel. Während im vorangestellten Beitrag Cordula Böckings die Evokation von ‚Authentizität‘ im Fluchtpunkt der Überlegungen steht, weist Waltenberger auf die Spannung „zwischen dem poetischen Ideal der *geblühten wort* und moralisch gebotennem Verstummen“ (S. 386) hin.

Stil, das zeigt der Band deutlich, ist nicht nur eine analytisch ertragreiche, allerdings tendenziell auch ausufernde, sondern letztlich für die Mediävistik wesentliche Kategorie. Fragen des Stils bedingen die literaturwissenschaftliche Praxis in Form der historisch-kritischen Editionen, wobei es sich nicht um ein einfach abzustreifendes Erbe des 19. Jahrhunderts handelt. Wie der Beitrag von Andreas Hammer zum *Erec* Hartmanns von Aue und seiner Überlieferung im *Ambraser Heldenbuch* zeigt, gerät man in dem Moment, in dem man hinter den von Hans Ried geschriebenen Text treten möchte, unweigerlich in eine Aporie, wird jedenfalls diesseits einer auch stilkritischen Argumentation nicht die Kluft zwischen literarhistorischer Bedeutung und überlieferungsgeschichtlicher Situation überbrücken können. Dieses nur vordergründig primär editionsphilologische Problem kehrt auch an anderen Stellen wieder; im Band thematisiert werden die von Hans Neumann 1946 so genannten Kolonreime im *Fließenden Licht der Gottheit* Mechthilds von Magdeburg: Caroline Emmelius legt unter Rekurs auf die Forschungen von Balázs Nemes nahe,<sup>6</sup> dass der Stil des Werkes „die Summe von Stileigenschaften [ist], die sich am Ende eines diachronen Prozesses aus einzelnen Überlieferungszeugen bilden lässt“ (S. 275). Das mag banal klingen, die Implikationen sind aber intrikat. Damit ist erneut die zentrale Frage nach der Kategorie der ‚Einheitlichkeit‘ berührt im Kontext *allgemein* mediävistischer Problemstellungen, die allerdings substanzial mit Fragen des Stils zusammenhängen.

---

<sup>5</sup> Vgl. auch die Einleitung Silvia Reuvekamps hierzu, S. 9–13.

<sup>6</sup> Balázs J. Nemes, *Von der Schrift zum Buch – vom Ich zum Autor. Zur Text- und Autorkonstitution in Überlieferung und Rezeption des Fließenden Lichts der Gottheit Mechthilds von Magdeburg*. Tübingen – Basel 2010.

Dem im besten Sinne vielseitigen Band, der sich angesichts der Repräsentativität der Gegenstände, der Vielfalt der angewandten Methoden, der kontrastiven Analysen und der zahlreichen Querverweise sowie der klaren Struktur und des Registers beinahe als Kompendium benutzen lässt, ist eine breite Rezeption zu wünschen. Man lernt bei der Lektüre nicht nur, dass der Kuckuck nur dann über die Nachtigall siegt, wenn „der Kunstrichter ein Esel ist“ (S. 380), sondern auch, dass, davon unberührt, der Ruf des Kuckucks manchmal angebrachter, zielführender sein kann als der Gesang der Nachtigall – eine für eine sachorientierte, sich mit Fragen des Stils beschäftigende Mediävistik grundlegende Einsicht.